



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Rüdelsheim a. Rh.

1915. * Nr. 46

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Durch das Dörschen Furtmühlbach zog sich in einer langen schwarzen Schlangenlinie das Leichenbegängnis. Vornaus ging der Dorfschulmeister mit einer Schar Kinder. Die Knaben in ihren besten Sonntagsmonturen, die Mädchen in langen, schwarzen, oder schwarzgestreiften Röcken. Sie sangen langsam gehend einen Choral, zweistimmig. Auch der Schulmeister sang. Mit angenehmem tiefem Bass affizierte der alte Herr die jungen hellstimmigen Kehlen. Die alten Männer trugen auf einem Schragen den Sarg, der mit einem schwarzen Tuch bedeckt und auf allen Seiten mit Blumenzweigen behangen war. Hinter diesem schritt ernst und würdig der Pfarrer. Ein kurzer Zwischenraum bezeichnete, daß

selbst. Sie reihten sich ein je nach Alter und Geschlecht. Der Lisbeth war es heute ganz besonders andächtig zumute. Schien doch der Tod des alten Mannes dazu angetan, so ganz den Kummer und das Leid aus ihrem jungen Leben zu wischen. Heute wollte sie nach der Predigt auch zum Grabe ihrer Mutter gehen und beten. Der Vater, als Gleichaltriger und Schulkamerad zum Brenner, ging unter den Sargträgern.

Langsam schlängelte sich der Zug zum Friedhof hin. Dieser lag klein, ein lieblicher Gottesacker, linksseitig der Straße, die durch ein kleines Tal zur Oberamtsstadt führt, in einem dichten Kreis von Akazien, Trauerweiden und großen, schattigen Kastanienbäumen. Unter einem dieser Bäume, am nächsten der Straße, stand im schützenden Schatten ein großer, breitschultriger Mensch, blaß, in heftiger Erregung. — Es war Martin Dhwald.

Nur fünf Stunden waren vergangen, seit dem Nichtsahnenden seine Kerkertüre sich öffnete zur goldenen Freiheit.

Beinahe höflich hatte ihn heute vormittag der wortfarge Gesängniswärter ersucht, mitzukommen zum Herrn Direktor. Und hier wurde es ihm eröffnet, das unerhörte Ereignis. Der strenge Herr Direktor las ihm in höchst eigener Person in förmlicher Weise vor, was sein früherer Dienstherr, Christoph Kaspar Brenner, Müller und Landwirt aus Furtmühlbach, eigenhändig „schwarz auf weiß“ nachgelassen hatte. Sodann nahm er eine



Die bewaffnete Neutralität der Schweiz: Ein schweizerischer Wachtposten im Splügenrebiet.

Im Tal eine italienische Grenzstation.

heit, wo sie von einer allgemeinen Trauer ergriffen. Eigentlich hatte ihm niemand besonders nahe gestanden, der Raubbau, den sie da vorn zur ewigen Ruhe trugen. Es tat, wie es recht und schicklich war im Dorf, auch Brennermüller die Ehrung an. An einer Straßenwendung traf die Lisbeth Hagmayer und der Deder-Andresel zuge-

wohlvollende Pose an und gratulierte ihm zu dieser glücklichen Wendung seines unglückseligen Geschicks.

Ein gutes Mittagessen wurde ihm vorgesetzt und ein Wärter brachte ihm seinen eigenen Anzug. — Mit einer verbindlichen Verbeugung, die etwas wie eine Entschuldigung sein sollte, wurde er, da ja kein Gegengrund vorliege, entlassen, bis zu einer wei-

teren Verhandlung, die man ihm noch besonders mittheile und da dann wohl seine völlige Unschuld förmlich erweisen würde.

Erst war ihm alles vorgekommen wie ein schöner Traum. Als er unter dem mittaghehlen Licht der Freiheit aus dem großen Gefängnisthor ging und in eine breite belebte Geschäftsstraße der Oberamtsstadt einbog, als er sich unbeachtet unter den geschäftig drängenden Menschen bewegte, da mußte er sich immer wieder sammeln zur tatsächlichen, offenkundigen Wirklichkeit.

Aber sahen ihm denn die Leute nicht an, daß er geradezu aus einem Verbrecherheim kam? Wußten sie denn nicht, daß er beinahe ein volles Jahr abgesperrt war von allem menschlichen Wirken und Wollen? Daß man ihn schuldig gesprochen hatte, einen Mitmenschen, jung, tatkräftig, gesund wie er es selbst war, niedergeschossen zu haben, kaltblütig, unerschrocken?!

Vor einem Schaufenster blieb er stehen und betrachtete durch die Scheiben sein Bild. Mager sah er aus und etwas vergrämt. Aber das war ja sein grüner Sonntagsanzug, noch fast neu. Auf den er sich so geireut und den er getragen hatte damals an der Kirchweih, und die Lisbeth —! Wichtig, die Lisbeth...?!

Man hatte ihm doch vorhin auch noch einen Brief überreicht. Achtlos und zerstreut hatte er ihn eingesteckt. Gewiß, er mußte von ihr sein. Wie konnte er bis jetzt den vergessen.

Er stellte sich in einen stillen Winkel und las. Sie schrieb ihm: Daß sie sich freue. Daß ja der Andrej und der Schulz gleich nach dem Brenner seinem Tod aufs Amtsgericht gefahren seien mit der hinterlassenen Beichtung. Daß sie sich freue, unendlich freue. Daß sie täglich zu Gott gebetet hätte, daß er sie erhört hätte und, — daß es noch eine Gerechtigkeit gebe.

Auch schrieb sie ihm: Daß sie ihn lieb habe, immer noch und mehr denn je. Daß sie ihm diese letzte schwere Zeit ausgleichen wolle mit treuer Liebe und mit vielen, vielen tausend Küssen.

Und vor allem: Daß sie ihn erwarte, mit Sehnsucht erwarte. Daß sie von ihrem Bodensfenster aus jeden Tag, jede Stunde Ausschau halten wolle nach der Oberamtsstraße, bis er komme.

Es bestand kein Zweifel mehr, er war frei! Frei! Und die Lisbeth wußte es und erwartete ihn. Sein Flachsstöpsel!

Er fragte nach dem Weg, den er gehen mußte, um nach Furtmühlbach zu kommen.

Über den Schulplatz führte er. Eine Schar Jungens spielten hier „Wilder Mann“ und jubelten tolle, ungebundene Freiheit.

Dann kam er auf eine Holzbrücke. Unter ihm rauschte der Redar über ein breites Wehr. Er schaute eine Weile in die treibenden Wellen. Wie sie sich überstürzten und zusammenschlugen zu hell aufsteigendem Gischt und wieder auseinanderprühten in schäumender fröhlicher Freiheit, talabwärts, durchs Schwabenland! Freiheit flüsterte das hellgrüne Weidengebüsch. Freiheit jauchzte der Himmel, die lange, staubbedeckte Landstraße.

Er ging weiter. Auf dem weiten Gefilde, von Horizont zu Horizont, lag ein frischer, wohliger Hauch. Freiheit allüberall! Goldene, schimmernde Freiheit!

Mit solchen Empfindungen kam aber dem derben gemüthvollen Naturburschen auch wieder sein alter Frohsinn. Ein altes hübsches Schulliedchen fiel ihm ein:

„Dem Gott will rechte Günst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.
Dem will er seine Wunder weisen,
In Berg und Tal und Strom und Feld!“

Auf der Straße ihm entgegen kamen singende Menschen, Schnitter und Schnitterinnen, die aufs Feld zogen. Sie grüßten. Einer rief den kräftigen, fröhlich schreitenden Menschen an, wie es Brauch und höflich war in der Gegend:

„Grüß Gott, Vetter! Woher kommet Ihr?“

Der Martin stutzte. „Ich? — Aus — aus dem Gefängnis!“

Dem andern kam diese Antwort zu überraschend. Er stierte ihn an und wußte noch mehr wissen. Aber der Martin hatte zu weiterer Auskunft keine Lust und ging seinen Weg.

Hinter ihm war der Gesang verstummt. Er fühlte, daß man ihm nachblickte. Ein bitteres Gefühl überkam ihn gegen sein Geschick und vor allem gegen den Menschen, der ihn diese unerdiente Schmach hatte erleiden lassen, bewußt, vielleicht in ohnmächtiger grausamer Feigheit.

Noch wollte er sich sein Schicksal vergegenwärtigen, wenn der Allbefreier Tod den hartgesottenen Brenner nicht oder noch nicht zum Reden gezwungen hätte. Er suchte sich seine kleine muffige Zelle ins Gedächtnis zu rufen, in der er sich schon beinahe wohl gefühlt hatte. In der er täglich mit liebender Sehnsucht auf die paar Sonnenstrahlen gewartet hatte, die ihn für kurze Zeit besuchten. An deren Wände er jeden gekritzelten Namen auswendig wußte und in der er mit dem Ungezieser Kameradschaft hielt. — Seine kleine Freundin, die zierliche graue Maus, würde wohl heut zu Mittag umsonst gekommen sein, um einen Bissen Brotrinde.

Aber es hielt nicht an. Er schüttelte sich in aufsteigendem Gel.

Solche Gedanken paßten nicht in die schöne freie Got. Sieß doch ein weiterer Verz aus dem kleinen Liedchen:

„Den lieben Gott laß ich nur walten!
Der Wächlein, Lertchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach' aufs best' bestellt.“

Seine Gefühle flatterten voraus. Er sah nur noch die die Straße, links und rechts das Grün und weite Kornfelder schweren goldenen Ähren, zum Schmitte reif.

Und da vorn lag der Heimbodel, — winkten die Tannen. So kam er durchs Tal geschritten. Als er vor das Feld kam, hörte er Glodengeläute und er sah die Leute kommen den Brennermüller zu Grabe tragen. — Da trat er in nächsten Kastanienbaum und wartete.

Ungefähr sechzig Schritte vor ihm bog der Zug auf kurzen Kiesweg zum Friedhof ein. Ob die Lisbeth darunter Der Martin konnte den einzelnen von seinem Pogenau erkennen. Es waren lauter bekannte Gesichter. alle kamen sie ihm heute falsch und heuchlerisch vor in Pflicht dieses langsamen, stummen Trauerganges.

Er selbst wurde von einer gewissen Andacht erfüllt. den Brennermüller und die Beziehungen seiner Mitbürger ihm zur Genüge, um zu wissen, wie schwer das Leid in alle diese Menschen öffentlich und gut christlich zur Schau Unwillkürlich empfand er ein verführendes Mitleid. Toten dort unter dem bekränzten Sargtuch und wurde zum Weinen gestimmt.

Plötzlich mußte er an sich halten. Er sah die Lisbeth. hätte er im ersten Jubel ihren Namen gerufen. Ein schlichten schwarzen Kleid, ging sie zwischen einigen Mädchen jungen Frauen am Schluß des Zuges. Und ein ehrlich lag auf ihrem jugendfrischen Gesichtchen, das unter einem schwarzen Seidentüchlein von zwei blonden Haarsträhnen rahmt war in lieblicher Anmut. Aber es war ein ruhige Ernst, leidenschaftslos, wie er in groben bedeutungsvollen blicken nur einem glücklichen Menschenherz zu eigen ist.

„Wie lieb und einfach, — und wie schön!“ dachte der. Er besann sich. Sollte er folgen? — Nein, er wollte Vom Friedhofe her hörte er Gesang und in gedämpften gerissenen Worten die Stimme des Pfarrers, der jetzt bewegte Leben des Verstorbenen einer christlich-kritischen gung unterzog und seine arme Seele der Barmherzigkeit löfers überantwortete.

Dann kamen die Leute zurück. Einzelne und in kleinen zerstreuten sie sich gleichgültig plaudernd in das Dorf. Lisbeth war noch nicht heraus. Der Martin wußte es. Nach einigen langen Minuten der Ungeduld ging er eisernen Tore des Friedhofes, das noch geöffnet stand. Er nur den Totengräber erblickte, der in einiger Entfernung frisches Grab zuschaufelte.

Den Eingang zu diesem stillen Ruheort der Toten bildete kurzer Allee zwei Reihen dichtkroniger Akazienbäume. Der ging sie durch. Da sah er zwischen zweien derselben, Frauenerscheinung von einem nahen wohlgepflegten Gräbchen loslöste und in freudiger Inbrunst auf ihn zuwies: „Martin Lisbeth!“

Eng umschlungen standen die beiden jungen Menschen sahen sich gegenseitig Trost und Schwur einer echten unerschütterlichen Liebe aus den Augen. Die Lisbeth konnte sich kaum fassen oft hatte sie diesen Augenblick des Wiedersehens herbeigesehnt, stillen, innigen Verlangen. Nun kam er doch überraschend.

„Marte! Mein lieber Bub! Ja, bist's denn wirklich „Flachsstöpsel, lieb's guet's —“

„Nur daß i dich wieder hab'!“

„Nur daß i dich wieder hab'!“ wiederholte auch er.

Dann gingen sie Hand in Hand, Tränen in den Augen Dörtschen zu. Stumm und überwältigt von Glück und bevor sie an die ersten Häuser kamen trennten sie sich.

„Büt dich Gott, Lisbeth,“ sagte der Martin, „s'ist bo Die Lisbeth fragte: „Böhin gehst?“

„Zum Mühlhof und zum Schulz — i muß mich um Nacht! Und bald komm' ich und tret' hin vor dein Vater und grabdraus, und halt an, so wie sich's g'hört. Daß kund werden vor aller Welt: Der Martin und d' Lisbeth und's Glück — und die herzlichste Lieb' und — und kein Da mußte die Lisbeth lachen. „Du närrischer Bub jetzt sagen! Wenn ich aber net mitmachen tu?“

„Du, i nehm dich beim Wort!“ Und ein bitteres spielte um seinen Mund: „Hast g'ragt — übers Jahr!“

„Noch ist's net um, Bub.“ Redlich setzte sie hinzu besser so!“

Er hielt immer noch ihre Hand fest. Und wie sie sah

urde und mit seinen großen hellen Augen flehte, riß sie sich los: „Kommst halt!“

Ein Wiesel sprang sie über den Graben und eilte über und Gärten davon. Aus der Ferne winkte sie zurück und dann hinter dem kleinen Häufel, das dem Dederel gehörte.

Der Martin ging durchs Dorf, zur Brennermühle. drangen laute Stimmen ins Freie. Man hielt Leichen- In der vorderen Stube hatten sich die Schulkameraden verstorbenen, die wenigen Nachbarn, der Schulz und einige nach dem Leichenbegängnis zusammengedrängt, um jetzt denken des Toten zu feiern. Auf der Ofenbank war ein Ker aufgestellt und die Magd hatte zu dieser Gelegenheit ihres Weißbrot gebäcken und Käse besorgt.

Es war man in gehobener Stimmung und ein lebhafter war im Gange. Man sprach vom Verstorbenen und seinem Schicksal, vom Müllermarte und allem, was mit dem Tod Brennermüllers zusammenhing. Einige stritten sich über die Gültigkeit des Testaments, das den Martin zum neuen auf dem Mühlhof machte.

„Was ist's, Schulz!“ schrie der Adlerwirt, von dem der er einst seinen Schnaps bezog, „g'heht der Fall, der Peter, welcher Sohn, kommt und stellt sich wieder ein und fordert Anteil, so wie's ihm zusteht nach Geburt und Recht?“

Schulzenbauer dreht sich nach ihm um und nahm eine ungehaltene Haltung an.

„Wird sich's verbeissen, das Z'rückkommen und das Ein- der Tagdieb, der nixnutzig! 'n Stedbrief ist im Umlauf, denn er wird aufg'riffen, der Dorflump, alsdann wartet anderes auf ihn als der Mühlhof.“

Hagmayer sah stumm neben dem Schulz und kante ärger- seiner zernagten Pfeifenspiße.

„Mer weiß, wo er stedt“, sagte der Schmiedjörg. „Am End' über'n überm Wasser, in Amerita. — Und der Marte sitzt big ...!“

Es war es still geworden. Jeder zog bedächtig an seiner Pfeife und hing seinen Gedanken nach. Einige leisteten der Stille Abbitte für ein stilles Unrecht.

Der unterbrach das Schweigen. Es war der Döte. — Ein junges Bäuerlein, das diesen Spitznamen trug, weil er bereit immer und überall, wo es nur eine Kindstaufe gab, Pate war. Wenn es an einem Paten (Döte) fehlte, — das Bäuerlein aus der Not. Er stotterte ein wenig, der „Döte“, und war heftig mit den kleinen Augen, wenn er sprach.

„Gut, Leut“, fing er an, „o—ob sie'n jetzt net! —laufen lassen, ma—marte, wo—wo's doch raus ist, sonnenklar, daß Nichtig net ist, der wo—wo—wo's hot getan?“

„Nix ist sonnenklar!“ fuhr jetzt der Hagmayer auf. „I was ich mag! Der Brenner hat die Schrift im Delirium. Der Peter war gar nicht um den Weg dazumal. Nie- hat ihn g'heht! — Und mein Mäd'el war brav und unbe- , bevor der Fremdling ins Dorf kommen ist.“

Schulz faßte ihn in seiner breiten, gemächlichen Weise an: „Du mußt net so reden, Hagmayerbauer. Der Bren- ner war 'n Tunetgut von jeher und hat schon g'wildert eh er hat nur's Büchse halten können. Und was einer wenn's ans lebt' Reisen geht, daderzu treibt's ihn von heraus! Das muß 'n Wort sein. — Der Andrejel hat mir's stedt, wie's steht um dein' Lisbeth. Sell ist Liebesfach' einmal net anders beim jungen Volk. Und der Martin ist 'n Schaffener. Das ist mein' Ansicht!“

Der Hagmayer wollte nichts wissen von alledem. „Und was ist Lumpenpad allsamt, was sich noch am Spätoabend auf der Gabelhalbe rumtreibt. Ich war bei der Verhandlung. Ich seh'n und hab' g'heht! Und was ich weiß, das weiß ich!“

Währenddessen hatte sich die Türe geöffnet und mehrere Stim- men: „Der Marte!“ Alle erhoben die Köpfe von der Ofenbank und rüdten zusammen. Der Martin setzte sich und brachte ihm einen Krug Bier.

„Ging es an ein Fragen und Zureden von allen Seiten. Die versicherten ihm, sie hätten es gleich zueinander gesagt: Der Martin ist unschuldig in der Sach', das ist der Unrecht!“

Der Hagmayer bot, „Vergelt's Gott“ und gute Zeit und ging. Die Sonne hinter dem Heimbödel verschwunden war, das Faß leer und auch die anderen Trauergeister brachen auf den Schulz. Er hätte noch mit dem Martin zu reden waren allein und der Schulz begann: „Was der Brenner lassen hat, Martin, daß er dir all sein Sach' verschrieben eigen, sell wirst wissen?“

„Man hat mir das Testament vorg'lesen.“

„Aber mit dem Mühlhof hat's doch seine Schwierigkeit. Ich mit hat's noch gut Weil. Darum biet' ich dir an: Kannst

morgen eintreten bei mir als Knecht, bis das Gericht 's lehte. Wort g'recht hat in der Sach'. Ist dir's recht, so sag's?!“

„Wohl, Schulzenbauer, 's ist mir recht.“

„So komm mit zur Einbrennsuppen. Die Bäuerin wartet Doch der Martin besann sich.“

„Ich möcht' halt noch Umschau halten, Bauer, und nachher zur Kernchristel gehen, was mein' Vas ist.“

„Hab auch nix z'wider. So kommst nach. Morgen in der Früh' geht's in Roggenschnitt!“ sagte der Schulz und ging.

Der Martin hielt Umschau. In der Bodenkammer kramte er in seinen Sachen. Er fand alles vor, genau wie er es verlassen hatte. Einige notwendige Kleidungsstücke für die Woche schnürte er zu einem Bündel zusammen. Da fiel sein Blick auf ein kleines verstaubtes Instrument, das nutzlos und verstümmelt in einer Ecke stand. — Seine Handharmonika! Seine alte, liebe Freundin!

Er nahm sie und zog sie breit. Aber o weh! Einen langen schrillen Ton gab sie, wie eine gequälte Kaze. Es war die erste Klage nach einer langen, stummen Leidenszeit. An den Luftklappen fraß der Rost. Die Register waren mit Schmutz verstopft und in dem Balg hausten Spinnen und Gewürmer.

„Arme Musika!“ sprach er ihr zu. „Dir hat man's auch schwer gemacht dein Bissel Dasein. Wart, du sollst auch wieder frei und fröhlich werden: Gut ölen, puzen und recht viel han- tieren und wir zwei sind nachher wieder die Alten!“

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Hechte.

Erzählung aus großer Zeit von Oscar E. Kubach.

(Nachdruck verboten.)

Der Fabrikant Julius Hecht saß vor seinem Bureauisch und rieb sich vergnügt die Hände. Nun langte er in die Kiste, steckte sich eine Upmann an, legte dann sein Geheimbuch in den mächtigen Kassenschrank, den er bedächtig abschloß. Hecht, der echte Typ eines rheinischen Großfabrikanten, beschäftigte jahraus jahrein vier- bis fünfhundert Arbeiter, außer einer ziemlichen Anzahl Chemiker und Techniker waren im Bureau mehr als fünfzehn Angestellte und ebensoviel Damen tätig. Hecht war ein energischer, zu Zeiten recht grober, aber auch stets gerechter und oft wohlthätiger Chef. Seine Mittel erlaubten ihm, daß sein Sohn Manfred sein Jahr bei den Bonner Husaren abdienen konnte. Nun war dieser mit vierundzwanzig Jahren nach der dritten Übung Leutnant geworden, was den Alten, der vor sechs Jahren seine Frau verloren hatte, nicht wenig stolz machte. Natürlich war Manfred auch ein tüchtiger Kaufmann, er teilte sich mit dem alten erfahrenen Prokuristen in die Leitung des Bureaus, war aber auch im Fabrikwesen so eingearbeitet, daß er's mit jedem aufnehmen konnte.

Die Bureaudamen schwärmten ausnahmslos für ihren jungen, blonden Chef, und wenn er vollends bei festlichen Anlässen in der schmutzen Husarenuniform erschien, war die Begeisterung groß. Sie stand ihm aber auch vorzüglich zu der geschmeidigen, schlanken Figur, zu dem energischen Schnurrbart und den großen, stahlgrauen Augen. Nur eine der jungen Damen, Maria Dalberg, die mit ihren rätselhaften, großen Augen, dem dunklen Haar und den regelmäßigen, ersten Zügen an Murillos Madonna erinnerte, zeigte sich stets ruhig und zurückhaltend. Erst einundzwanzig Jahre alt, hatte man ihr doch schon die Leitung der Damenabteilung anvertraut. Man hielt sie für stolz und munkte von höherer Abstammung. Nicht mit Unrecht, denn Maria Dalberg war die einzige Tochter des verstorbenen Generalmajors von Dalberg, der ihr nichts als eine tadellose Erziehung hinterlassen konnte.

Dalberg starb schnell im besten Alter. Nach dem Tode seiner Frau besuchte er öfters das Kasino. Dort hatte er eines Tages für die Spielschuld eines alten Kameraden gutgesagt und, da der andere nicht Wort halten konnte, sein ganzes Vermögen verloren. Er überlebte den schweren Verlust nicht lange. Die Zinsen von dem, was für Maria noch zu retten war, reichten zum Leben nicht aus, und das tapfere Mädchen entschloß sich, nach erfolgter kaufmännischer Ausbildung, eine Stellung anzunehmen.

So trat die kaum Achtzehnjährige bei der Firma Hecht ein und hatte sich in drei Jahren pünktlicher, ernster Tätigkeit den beiden Chefs fast unentbehrlich gemacht. Manfred, von ihrem ernstesten Wesen angezogen, hätte sie als Mitarbeiterin nicht missen mögen, sie war die einzige im Bureau, der er bei Arbeitsanfang und nach Feierabend die Hand bot. Es war wie eine stille Freundschaft. Daß kaum mehr daraus werden konnte, fühlten beide. Der reiche junge Chef und das arme Bureaufräulein konnten wohl kaum zusammenkommen, so sehnsüchtig sich auch zuweilen die beiden Augenpaare suchten. Und — wenn er auch gewollt hätte, mit dem alten Hecht war nicht zu spassen, der hatte die größten Kosinen für seinen Sohn! In einer Plauderstunde hatte



Eine Häuserreihe aus Briantes in der Champagne,
an welcher die Wirkungen einiger Volltreffer zu sehen sind.

Manfred dem Alten von Marias Vorzügen vorgeschwärmt, war aber ganz eklich abgehauen worden.

„Amüsiere dich mit dem Mädcl, soviel du willst, aber wenn du an etwas Ernsteres denken wolltest, müßte ich dich für verrückt erklären“, hatte sein Vater gesagt, und seitdem erwähnte Manfred Maria nicht mehr vor ihm.

Da, auf einmal, mitten in friedlicher Arbeit, kam die große furchtbare Umwälzung: der Krieg! Eine Welt von Feinden stand gegen die Zentralmächte in Waffen zum Kampfe bereit!

Nun galt's! Ungeheure Begeisterung durchbrauste die deutschen Lande, und Millionen folgten dem Rufe des Kaisers, das Vaterland zu schützen!

In der Hechtschen Fabrik war Feierabend. Ein großer Teil des männlichen Personals war bereits zu den Fahnen einberufen. Nun galt es, die noch vorhandenen Kräfte ausgleichend zu verteilen und besonders die Arbeiten

oft recht erwartungsvoll nach der Tür. Um neun Uhr ging sein Zug, er mußte ja noch kommen, Abschied zu nehmen vom Vater, Abschied,

vielleicht für immer! — Ja, es war die Angst um ihn, in junges Leben, in der Maria Dalberg die Hände faltete, eine Schwester für den Bruder wollte sie beten: Herrgott, du ihn, laß ihn glücklich wieder heimkehren, erhalte dem Mann den einzigen Sohn!

Fast lautlos war Manfred eingetreten, nun stand er marschbereit, vielleicht zum letzten Male!



Einen Gruß in die Heimat.

In den steilen Logesen wird die Post auf Eseln befördert.

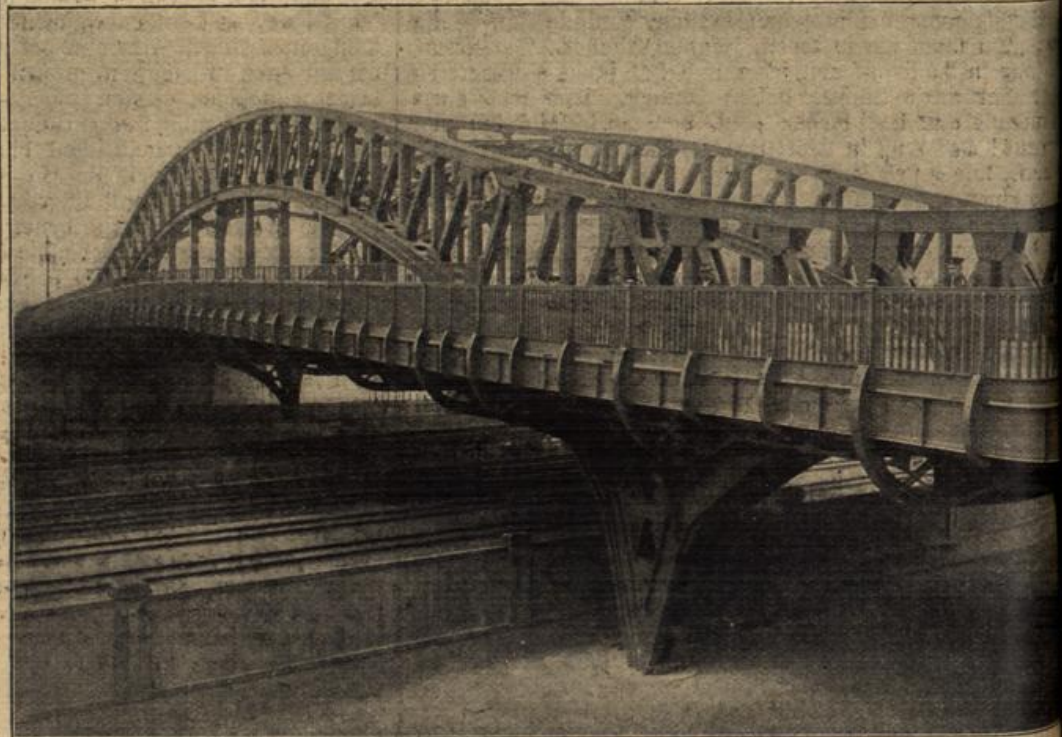


Hittmeister Prinz Heinrich von Bayern. (Mit Text.)

des stark gelichteten männlichen Bureaupersonals mußten nun die Damen übernehmen.

Für Maria Dalberg aber war das keine leichte Aufgabe, der Betrieb mußte ungestört weitergehen, und als die anderen heute Schluß gemacht hatten, arbeitete sie allein noch lange im Bureau.

Auch der alte Herr war nebeuan noch tätig. Schwer drückte ihn der nahende Abschied von dem einzigen Sohn, der morgen an der Front eintreffen mußte.



Die Hindenburg-Brücke in Berlin. (Mit Text.)



vander Venne

Ein Wiedersehen. Zeichnung von Fris van der Venne.

Überrascht und verwirrt war sie aufgesprungen, glühende Röte übergoß die sonst bleichen Wangen und die in Tränen schimmernden Augen blickten fragend zu ihm auf.

„Fräulein Maria, ich komme, Abschied zu nehmen.“

„Abschied —“, antwortete sie fast tonlos.

„Sie sind traurig. Sie haben geweint. Nimmt der Krieg auch Ihnen jemanden, den Sie lieb haben?“

Wieder blickten ihre Augen zu ihm auf. Dann ließ sie sich in den Stuhl fallen, und leise weinend vergrub sie ihr Gesicht in beide Hände.

Ein Leuchten ging über Manfreds ernste Züge, ein Ahnen, das ihm in dieser letzten Stunde Gewißheit bringen sollte. Liebosend berührte er ihr Haar, dann löste er zärtlich ihre Hände, sah ihr tief in die traurig fragenden Augen, und dann, als er sah, wie ihre Schläfen pochten, wie die Hände zitterten, nahm er sie glückerfüllt in seine Arme und drückte den ersten, heiligen Kuß auf ihre zuckenden Lippen.

„Maria, weine nicht, ich komme wieder, dann bist du mein, ewig mein“, sagte er zärtlich.

„Dein, in alle Ewigkeit dein!“ antwortete sie leise, und aus ihren Augen leuchtete verheißungsvolles Glüd.

Da, die Klingel. Es galt ihr — sie konnte jetzt nicht so vor seinen Vater treten, er durfte ja auch nichts wissen. Nur in dieser Stunde nicht zwischen ihm und den Sohn treten — ihr junges Glüd stand noch in weiter Ferne und währte vielleicht nur diese eine, flüchtige Stunde!

„Leb wohl, Maria! Denke mein und bete für uns beide!“

Noch einmal fanden sich die Lippen zum langen, innigen Abschiedskuß, dann ging er hinein zum Vater, während Maria, ihr junges, tiefes Glüd im Herzen, wie im Traume in der sinkenden Augustsonne den Heimweg antrat.

Jubel durchbrauste die mit Fahnen festlich geschmückte Stadt. Wie Sturmwind und Eisenhagel ging der Siegeszug durch Belgien nach Frankreich hinein!

Nun war auch Maubeuge in deutschen Händen!

Maria lebte ganz der großen Zeit! Der Zwang der Bureauarbeit lag auf ihr wie ein Alp, sie war nicht mehr bei der Sache. Der alte Herr hatte erst unwillig den Kopf geschüttelt, aber Fehler auf Fehler häuften sich, es kam zu ernsthaften Klagen, und nun heute wieder —!

„Nein, das geht nicht länger so weiter, mein Fräulein! Entweder besorgen Sie Ihre Arbeiten pünktlich nach wie vor oder — Sie müssen sich einen anderen Posten suchen!“

Ziemlich erregt hielt der alte Herr seine Straßpredigt, deren Berechtigung Maria nicht verkannte.

Aufrecht vor ihm stehend, antwortete sie ruhig: „Ich sehe ein, es kommen Fehler vor, verzeihen Sie mir, Herr Hecht, aber — es ist so natürlich, meine Gedanken sind nicht mehr bei der Sache und — ich bin ein Soldatenmädchel! Ich kann nicht länger hier bleiben! Lassen Sie mich fort! Bitte!“

„Fort? Wohin? Was fällt Ihnen ein?“

„Fort, hinaus! Wo ich mich nützlich machen kann! Bitte! Halten Sie mich nicht! Ich kann Ihnen hier nichts mehr sein! Draußen bluten und sterben so viele! Dort ist mein Platz! Ich habe ja hier nichts zu verlieren und Mut genug, in den vordersten Reihen zu trösten und zu helfen! Ich weiß, man nimmt mich, bitte, lassen Sie mich!“

Erst wollte der alte Herr aufbrausen, dann sah er das tapfere Mädchel an — Manfred hatte recht, das war Klasse, aber gefährlich! Wo die einhakte, da sah es fest! Deshalb war's auch besser, sie ging.

Ruhig reichte er ihr die Hand. „Gehen Sie, ich halte Sie nicht, gehen Sie in Gottes Namen! Ihr Vorhaben ehrt Sie! Und lehren Sie glücklich in die Heimat zurück!“

„Ich danke Ihnen herzlich für alles! Leben Sie wohl!“

Hastig packte sie ihre Sachen, noch ein kurzer Abschied von den Mitarbeitern, und dann hinaus! Frei!

Beim Anblick der festlich geschmückten Straßen überlam sie ein Wonnegefühl. Ihr Weg war frei! „Führe du mich, mein Gott!“ betete sie. — Vielleicht zum Glüd?

In Nordfrankreich ging's heiß zu. Die Schwestern hatten Tag und Nacht alle Hände voll zu tun. Die leichten Verwundeten waren abtransportiert, leere Feldbetten standen zu neuer Aufnahme bereit. Maria lehnte an der Tür des Feldlazarets, zum Umfallen müde. Knatterndes Gewehrfeuer und das dumpfe Dröhnen der Artillerie schreckte sie auf. Forschend suchten ihre Augen die Dunkelheit zu durchdringen und ängstlich lauschte sie hinaus in die Nacht.

„Er ist dabei! Schütze du ihn, mein Gott und Vater!“ betete sie leise vor sich hin.

Am Nachmittag war das Husarenregiment vorberreift und fröhlich er an der Spitze seiner Schwadron, sie ihn wieder, er hatte keine Ahnung von ihrer Nähe qualenden Angst und Sorge, die sie um ihn erlitt.

Nun tobte die Schlacht schon stundenlang und noch die fürchterliche Ungewißheit!

Da — endlich — die erste Autoambulanz mit Verwundeten und — gute Nachrichten! Der Gegner ist geschlagen, tapferen Truppen bei der Verfolgung.

Aber mit schweren Opfern war dieser Sieg gegen die Übermacht erkauft! Wagen auf Wagen mit Verwundeten an, jeder verfügbare Platz mußte benutzt werden, und Krankenräger und Schwestern erfüllten ihre schwere bewunderungswürdiger Aufopferung.

Besonders das Husarenregiment hatte beim schnellen Vorgriff viel Verluste gehabt. Die vielen verwundeten erhöhten Marias Sorge. Wie stand's um ihn? Niemand ihr Auskunft geben, so oft sie auch fragte. Immer mehr an, sie hatte keine Zeit, schwach zu werden, und nahm Kräfte zusammen. Da — sie war gerade beim Eingange kam die Gewißheit! — Manfred!

Bleich, mit geschlossenen Augen lag er auf der hereingetragenen Bahre. Maria wankte, aber nur schwach werden, jetzt nicht! Gott gib mir Kraft, hier zu stehen!

Ihre Blicke suchten den Chefarzt, schnell war sie er folgte ihr und begann sofort mit der Untersuchung und zitternd stand sie daneben. „Wie steht's, Herr?“ fragte sie endlich.

„Der linke Arm, Schwester, der — ist verloren, total zertrümmert.“

„O, mein Gott! Und sonst?“

„Keine Lebensgefahr! Die augenblickliche Schwäche vom großen Blutverlust. Wir müssen amputieren — nicht anders.“

Tränen standen in Marias Augen und schmerzerfüllt auf den bewusstlosen Manfred nieder.

„Herr Doktor, bitte, lassen Sie mich bei ihm — er ist so nah, ich muß ihn pflegen!“

„Gern, Schwester! Es wird eine schwere Zeit für Sie sein, aber wir bringen ihn durch, den tapferen, rheinischen.“

„Das gebe Gott!“ antwortete sie leise.

Nun lag Manfred seit vierzehn Tagen im Lazarett auf dem Boden. Maria wach Tag und Nacht nicht von seiner Seite. Wundfieber hatte ihm arg zugelegt, aber unter opfernder Pflege erholte er sich von Tag zu Tag mehr. Der Verlust des Armes war eine böse Sache. Am meisten ärgerte es ihn, daß es nun aus war mit dem Soldatenleben, der Vaterland nicht mehr verteidigen durfte! Und Maria, er sie noch an sich fesseln? Würde ihr der Einarmige, der noch so willkommen sein? Ja, das wußte er, sie liebte ihn so zärtlich und Liebesungen verschönte sie ihm sein Leben und warm, wie der Strahl der Sonne, traf ihn das Geständnis ihrer Augen.

„Und dann —“, fragte er sie.

Sie nahm seinen Kopf liebosend in beide Hände, sah sie ihn tief und innig, und nun wußte er, nur der Tod sie scheiden!

Der alte Herr war benachrichtigt worden, daß Manfred vorüber sei, daß er kommen dürfe. Und er kam.

Maria stand an Manfreds Lager, als er eintrat. Nun sah sie ihm ihre großen Augen entgegen. Auf halbem Wege stehen, dann kam er näher.

„Junge, mein armer Junge!“

Schmerz und Mitleid zitterten aus seinen Worten. Er streichelte er die eine Hand des Sohnes und sah sie Maria auf. Manfred fühlte, er mußte nun sprechen. „Lieber Vater —“, begann er leise —, „sie hat mich Tag und Nacht, ihr verdanke ich so unendlich viel, mit mir im Herzen zog ich hinaus, der Zufall — Gott hat es so gemacht, Vater, gib mir Maria, damit ich glücklich werde!“

Erst würgte der alte Herr, als ob er einen Frosch schlucken müßte, aber — er hatte ein Herz, er war immer ein Vater. Nun streckte er ihr die Hand entgegen. „Nun ja, ja, gesagte, Mädchel, wo du einhakt, da sitzt's fest! Und du der schönste Hecht dir an der Angel! Aber eine Flosse brauchst du ihn denn so noch brauchen?“

„Vater! Liebster Vater!“ überglücklich hing sie an ihm. „Na, mir soll's recht sein! Ich dachte nur erst, Hecht müßte nach einem Goldfisch schnappen! Aber du ein tapferes, braves Mädchel! Und mit der einen Vorder-“

ich mein großes, reiches Glück festhalten fürs ganze
 Klang es jauchzend und jubelnd von Manfreds Schmer-
 Marias kleine Hände fest umspannend, zog er sie
 zu sich nieder, und heiß presste sie ihre Lippen auf seinen
 lächelnden Mund.

Halsentzündung.

genannte Halsentzündung macht sich zumeist als Ent-
 zündung der Mandeln bemerkbar, weshalb man auch häufig
 von einer Mandelentzündung spricht. Nicht selten aber
 von der Entzündung auch die Schleimhäute des weichen
 des Zäpfchens, der Gaumenbögen, oft der ganzen
 able, manchmal sogar der Nase und der Ohrtrompete

Die Halsentzündung ist eine recht weit verbreitete
 es gibt Leute, bei denen es zum Leben oder doch zum
 zu gehören scheint, daß sie im Jahre ein- bis zweimal
 öfters von dieser Krankheit befallen werden.
 mender und stechender Schmerz im Halse, der sich besonders
 kluden recht unangenehm bemerkbar macht, ist eines der
 Symptome der Krankheit. Mehr oder weniger heftiges
 manchmal bis 41 Grad) vermehrt das Gefühl des Krank-
 die entzündeten Teile sind hochgerötet, die Mandeln oft
 geschwollen, daß sie sich in der Mitte berühren. Die
 häute der Organe des Halses sind mit einem Belag be-
 sich als weißlichgraue, körnige Masse darstellt. Uebelkeit,
 Erbrechen und häufig recht heftige Kopfschmerzen machen
 Begleiterscheinungen bemerkbar. Eine eigentümliche
 und oft recht bedeutende Schmerzen in den Gliedern,
 in den Beinen, sind ebenfalls in vielen Fällen vorhanden.
 einer Mandelentzündung ist durchaus nicht zu spaßen.
 sie sehen die Mandeln als Schutzorgane für den ge-
 Körper an. Sind die Schutzorgane nun selbst erkrankt,
 übergemäß auch der übrige Körper zu Erkrankungen leichter
 ist. Tatsächlich hat man beobachtet, daß an sich gutartig-
 Mandelentzündungen oft recht schwere Folgekrank-
 sich zogen. So wird unter anderem behauptet, daß
 Ausbrüche eines Gelenkrheumatismus eine Mandelent-
 vorausgehe.

eine Halsentzündung vernachlässigt, so wird aus der ur-
 kollikulären eine parenchymatöse Mandelentzündung,
 Entzündung dringt von der Oberfläche, der Schleim-
 die Tiefe, wobei das Gewebe zum Teil zerstört wird und
 starken Eiterbildungen kommt. Der schnarchende Atem
 daß Erstickungsgefahr vorhanden ist; denn die heftig ge-
 Mandeln drohen den Eingang zur Luftröhre gänzlich
 zu schließen. Oft wird der Belag so stark, daß diese Mandel-
 — speziell von Laien — leicht mit Diphtherie ver-
 wird. Bei heftigem Eiterfieber und brandigem Zerfall
 dessen Organe kann die Krankheit tödlich verlaufen; das
 meist dann, wenn dem Eiter, der sich gebildet hat, kein
 nach außen verschafft werden kann.

Ursache der Mandel- bzw. Halsentzündungen wird meist
 lich in Erkältungen gesucht; und tatsächlich scheint das
 Vorkommen dieser Erkrankung gerade in den Über-
 — Frühjahr und Herbst — diese Annahme zu be-
 Oft jedoch wird die Sache so liegen, daß Unvorsichtig-
 zu Erkältungen führen, erst den letzten Anstoß zum
 der Krankheit geben, die, wie der Volksmund sagt,
 längere Zeit im Menschen steckte". Recht häufig beobachtet
 daß Erzeße im Essen und Trinken und die damit ver-
 Magenverstimnungen und Darmkrankheiten die Ursache
 Ursache der Halsentzündung sind, was sich leicht mit einer
 Vergiftung des Körpers infolge mangelnder Ver-
 und Ausscheidungstätigkeit erklären läßt.

Die Behandlung der Halsentzündung anbelangt, so
 hauptsächlich Pädungen in Betracht, und zwar rein
 die auch allgemeine. Am den Hals lege man einen Um-
 20 bis 25 Grad Celsius. Er soll beruhigend wirken und
 er warm geworden ist, erneuert werden. Gleichzeitig
 Halsumschlag sind Strumpfpadungen anzulegen. Sie
 warme Füße vorausgesetzt — von brünnenfrischem
 gemacht werden und wirken dann vorzüglich blutleitend
 Organe des Halses. Bei hohem Fieber verabreicht man dem
 (im warmen Zimmer!) öfters kühle Ganzwäsungen.
 Viertel- oder Ganzpadungen sind bei Fieber angebracht.
 aber, sobald sie warm geworden sind, erneuert wer-
 diese Padungen, die mit stubenwarmem Wasser zu
 daß Fieber herabgemindert, so schliefte man ihre An-
 mit einer kühlen Wäsung des ganzen Körpers oder
 lauen Halbbade mit nachfolgender kühler Übergießung.
 Fieber nie als selbständige Krankheit, sondern immer

als ein Heilbestreben der Natur aufzufassen ist, so ist es nie ganz
 zu unterdrücken. Deshalb dürfen vorstehend vorgeschlagene Wäs-
 ungen und Pädungen auch nur bei heftigem Fieber angewandt
 werden; geringe Fiebererscheinungen lasse man ungestört.

Bei parenchymatöser Mandelentzündung sind auch Dampf-
 kompressen auf den Hals angebracht; sie sollen eine schnelle Eiter-
 entleerung an den Mandeln unterstützen. Gleichzeitig mit den
 Dampfkompressen, deren Anwendung aber mit der größten Vor-
 sicht zu geschehen hat, mache man Kumpf- und Waden-, oder
 Strumpfpadungen (sagt!). — Zur örtlichen Behandlung gehört
 auch noch das Nachenbad oder ein leichtes Gurgeln mit lauem
 Salzwasser (ganz wenig Salz, etwa 6 Gramm auf 1 Liter) oder
 mit Zitronen- oder Heidelbeerwasser.

Als Nahrung während einer Halsentzündung genieße man
 viel lauwarme Milch und ebensolche schleimige Abkochungen von
 Hafermehl, -grüße und -flocken. Während der Genesung sind
 Speisen in Breiform, Grieß, Haferflocken, Grüße, Reis und ähn-
 liches, auch gekochtes Obst und Apfelsmus zu empfehlen. Als
 Getränke sind Milch, Buttermilch, gequirlte saure Milch und
 Limonaden von Zitronen- und andern natürlichen Fruchtsäften
 zu reichen. Für guten Stuhlgang ist selbstverständlich zu sorgen,
 nötigenfalls durch Klüstiere. — Ein Haupterfordernis ist reine,
 frische Luft im Krankenzimmer!

Von mancher Seite wird die Entfernung der sich öfters ent-
 zündenden Mandeln auf chirurgischem Wege empfohlen. Diesem
 Verfahren ist jedoch meist zu widerraten. Wie schon eingangs
 geschrieben wurde, sind die Mandeln als Schutzorgane gegen die
 Einwanderung von Krankheitsstoffen in den Körper zu betrachten,
 und es ist darum voreilig, diese von der Natur unjerm Körper
 verliehenen schützenden Organe ohne zwingenden Grund zu
 entfernen.

Bei Soissons.

Bei Soissons da ritt der Tod
 Vom Morgen bis zum Abendrot,
 Da brach manch Heldenauge,
 Da grüßten fern das Heimattal
 Die bleichen Lippen noch einmal
 Mit lechtem, leisem Hauche.

2. . . Und einer lag dort auf dem Platz,
 Er hat nicht Heimat, Weib noch Schatz,
 Allein, wie er im Leben.
 Er war ein Held, so brav und wert,
 Der Tod hat ihm, was er entbehrt,
 Die Heimat nun gegeben.

3. Stand neben ihm ein Blümlein blau,
 Das Köpfchen tief und nah vom Tau,
 Als ob es um ihn weine:
 „Und hattest du auch keinen Freund,
 Kein deutscher Held bleibt unbeweiht;
 Auch du starbst nicht alleine!“

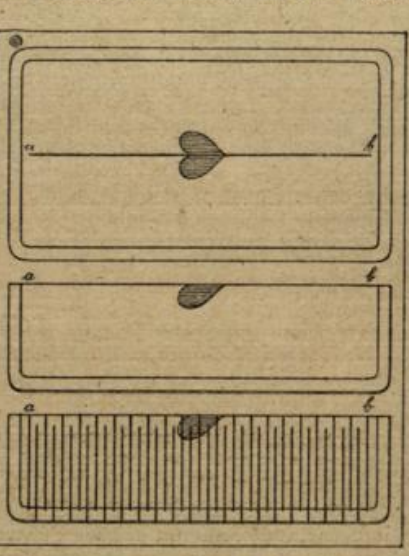
4. Und wer hat dieses Lied erdacht?
 Ein Achtundsechziger hat's gemacht,
 Ein preussischer Gefreiter.
 Er sang's mit schlichter Melodie
 Bei seiner neunten Kompagnie,
 Und diese sang es weiter.

Fr. B. Kürten-Düren.

Zeitvertreib

Die Kunst, durch eine Karte hindurchzuziehen.

Aus der griechischen Mythologie ist die Sage von der Dido bekannt,
 die von dem König Jarbas in Numidien so viel Land kaufte, als sie mit
 einer Stierhaut belegen konnte. Dann zerschnitt sie die Stierhaut in einen
 feinen Streifen, der natürlich außerordentlich lang wurde, und umgrenzte
 damit ein großes Gebiet, auf dem sie ein neues Königreich begründete.



Auf den ersten Blick mag diese
 Sage deshalb sehr unwahr-
 scheinlich erscheinen, weil man
 annehmen könnte, daß ja auch
 eine zerschnittene Stierhaut
 schließlich nicht sehr weit ge-
 reicht haben dürfte. Wie man
 aber durch richtiges Zerschnei-
 den kleiner Körper tatsächlich
 die Grenzen eines großen Um-
 fanges hervorbringen kann,
 davon soll uns der folgende
 Versuch Kenntnis geben. Wir
 suchen uns von unseren Be-
 kanntesten Dicksten aus. Dann
 ziehen wir aus einem Spiel
 Karten eine hervor. Die Auf-
 gabe soll nun darin bestehen,
 diese so zu zerschneiden, daß
 der Dickst durch sie hindurch-
 ziehen kann. Betrachtet man
 sich seinen Umfang und die
 Kleinheit der Karte, so wird
 man diese Aufgabe als voll-
 kommen unlösbar halten.

Wir beweisen jedoch sofort ihre Lösbarkeit, indem wir folgendermaßen
 vorgehen. Zunächst machen wir durch die Spielkarte hindurch einen
 Längsschnitt a—b, der parallel ihrer längeren Kante fast von einem
 Ende bis zum anderen reicht. Die Karte darf durch diesen Schnitt jedoch

nicht vollkommen zertrennt werden. Hierauf kniffen wir sie so, daß der Kniff in der Richtung des Schnittes verläuft, daß also die beiden Hüben und drüben an ihm befindlichen noch festen Kartenteile gekniffen werden. Ist dies geschehen, so schneidet man von beiden Seiten in der auf unserer Abbildung dargestellten Weise in die Karte hinein, also derart, daß bald von der einen, bald von der andern Seite geschnitten wird. Die Einschnitte dürfen aber nie ganz an die entgegengesetzte Seite reichen. Ist das ganze Kartenblatt so behandelt, so zieht man es auseinander. Es bildet dann einen Hitzackkreis, der so groß ist, daß auch unser wohlbeleibter Freund bequem hindurchkommen kann. Eine einfache Überlegung zeigt uns, daß der Kreis um so größer werden muß, je enger wir die Einschnitte aneinandersetzen und je weiter wir sie bis in die Nähe des ihrem Anfang entgegengesetzten Randes hindurchführen. Das Kunststückchen wirkt stets überraschend.

Unsere Bilder

Mittmeister Prinz Heinrich von Bayern, der sich gleich nach Kriegsausbruch in Frankreich durch hervorragende Tapferkeit auszeichnete. Er ist der Sohn des verstorbenen Generalfeldmarschalls Prinzen Arnulf.
Die Hindenburg-Brücke in Berlin. Ungehindert durch den Krieg gehen in deutschen Landen zahlreiche große Schöpfungen ihrer Vollendung entgegen. Von den Hoch- und Tiefbauten Berlins wurde in diesen Tagen die neue Hindenburg-Brücke eingeweiht. Die dritte „Milionenbrücke“ in Berlin liegt im Zuge der Bornholmer Straße, führt über das riesige Eisenbahngelände der Stettiner Bahn und hat mit Erlaubnis des Generalfeldmarschalls von Hindenburg dessen Namen erhalten.



Österreichische Telephonzelle im Walde vor Pinsk.
 Der diensttuende Soldat ist beim Prüfen der Telephonkasetten.

Allerlei

Ah so! Frau Müller: „Was höre ich, Frau Nachbarin, Sie wollen diesen Winter kein Abonnément zu den Konzerten nehmen?“ — Frau Schmidt: „Aber meine Tochter hat sich ja eben schon verlobt.“
Die christlichen Schatzgräber. Zur Zeit, als die Franzosen in die Schweiz einrückten, suchten viele Leute daselbst ihr Geld zu verbergen. Ein Bauer aus der Gegend von Solothurn ging mit seinem Bündel in den nahe gelegenen Wald, um es daselbst zu vergraben. Der Zufall wollte, daß einer seiner Nachbarn seine Barschaft an eben derselben Stelle schon vergraben hatte, so daß der letztere, indem er eine Grube aufwarf, unmitttelbar darauf stieß. „Ei, da muß es wohl sicher sein, weil der das Seinige auch schon da hinein verborgen!“ rief er aus, legte sein Bündel hinein und machte die Grube wieder zu. — Als die Franzosen das Land verlassen hatten, ging der erstere, um seinen Sad wieder zu holen, aber wie erstaunte er, als er noch ein Bündel dabei fand. „Das nehme ich nicht, denn der es da hineingelegt hat, hätte das Meinige zuerst nehmen können“, sprach er. — Wie er noch da stand, kam auch der andere, um seine Habe zu holen, und jeder ging darauf mit dem Seinigen ruhig nach Hause.
Erhörte Bitte. Eines Morgens, als der alte Fritz eben sein Pferd bestiegen, um auszureiten, umdrängte ihn eine Schar Wittkeller. „Gebt eure Sachen nur ab; ihr sollt alle Bescheid erhalten!“ rief er und wollte weiter reiten. Da bemerkte er einen Greis, der in einiger Entfernung stand, und als er sah, daß der König nicht annahm, sein Gesicht in die Tasche steckte und sich entfernen wollte. Das erregte Friedrichs Interesse für den Mann. Er winkte ihn herbei und fragte: „Wer ist Er?“ — „Ein Bauer aus Preußen!“ war die Antwort. — „Was will Er denn?“ — „Euer Majestät schön bitten, die Regie abzuschaffen; die bringt uns alle ums Brot!“ — „Wa — was?“ — „Ja, wenn Euer Majestät das nicht tun, dann — ist es aus!“ — „Ei, warum nicht gar? Was hat Ihm denn die Regie getan?“ — „Sehr viel, Majestät, Wagen und Pferde hat sie mir genommen, weil ich Konterbande gefahren habe, ohne es zu wissen!“ — „Na, das wird Er schon gewußt haben!“ — „Wahr und wahrhaftig nicht! Ich habe es den Leuten von der Regie auch gesagt, aber die lehren sich nicht daran. Mein Vieh ist nun weg, und wer mir mein Brot nimmt, der nimmt mir mein Leben!“ — „Na, hör' Er, Alter! das ist dummes Zeug, daß ich Seinetwegen die Regie abschaffen soll, das versteht Er denn doch nicht; aber ich will Seine Sache untersuchen lassen, und wenn Ihm geholfen werden kann, wird es bestimmt geschehen. Gebe Er Seine Eingabe nur an Stetttern ab!“ — Noch an demselben Tage erließ Friedrich den Befehl, dem armen Manne alles zurückzugeben, was man ihm genommen, und schrieb eigenhändig unter die deshalb erlassene Kabinettsorder: „Man muß den Kerl bald ruhig machen, sonst will er die Regie abgeschafft wissen, wonach man sich zu achten hat.“

Gemeinnütziges

Kartoffelsuppe. Schöne, weiße, mehligte Kartoffeln werden mit Salz weich gelocht, abgeseigt und so lange noch gedämpft zerfallen. Dann treibt man sie durch die Fleischmaschine auf eine Schüssel und serviert die schöne, flockige Masse sofort zu jedem Strohhalm.
Stroh eignet sich schlecht zum Einbinden jüngerer Bäume; wird unter einer solchen Hülle verweichlicht und den Baumwuchs wird darin ein neuer Aufenthalt sein.

Mäuseplage. Wer über auf seinem Vieh viel unter der Mäusetät zu leiden hat, der wir, statt des gewöhnlichen Köder verwendeten geröstetes Brot in den zu legen. Das Mäuse über alle können sie da bei nahen widerstehen.
Palmen sollten ganzen Winter im Zimmer stehen. Sie daher jetzt, nach dem kalten Winter einige die Pflanzen in Zimmer bringen, und zu Wärme ausbarzimmer einzeln Weise halten wir sie frei von Ungeziefer.
Zeitspende bei von der Wäsche, sie recht dick mit dicker dotter bestreicht, ständig darauf trocknen und dann vorsichtig Es hat die Eigenschaften fettigen Teile zu ziehen, ohne dabei und Stoff zu schaden.

Farbenspritzer an Fensterscheiben beseitigt man durch grüner Seife, die einige Stunden einwirken muß und dann abgewaschen wird. Man kann die Stellen auch mit Salmiageist einreiben und nachher mit wollenem Lappen abputzen. Ein weiteres Mittel besteht darin, daß man die Flecke mit Terpentinöl bestreicht, das die Farbe auflöst, worauf man mit Benzin ab- und mit lauem Wasser nachgerieben.
Frostbeulen, die nicht offen sind, lassen sich durch Umströmen mit Franzbranntwein fast immer beseitigen. Man trinkt eine Portion mit dem Franzbranntwein und legt sie auf. Darüber kommt ein Stück Papier und das Ganze wird durch eine Binde festgehalten. Abends die Umschläge gemacht und morgens wieder entfernt. Anfangs bei empfindlichen Patienten etwas schmerzhaft, aber die Schmerzen lassen sich schnell. Nach acht Tagen sind die Frostbeulen verschwunden.

Rösselsprung.

ne	rüd	ind
ihm	selbst	
zu	eig	nen

das	men	ver	nicht	win	jet
steht		sin	zu	ihm	
sehen	selb	des	das	wert	ge

nen	schei	aus
auf		glüd
nes	führt	ren

Rätsel.
 Wer's allezeit
 Wird von ihm
 Fritz Guss
Leisten
 A A
 D E E E
 L N
 N N N O O
 T V
 Sind die
 ordnet, so
 Wagerichte
 berühmten
 die zweite
 Sentrecht
 folgender
 heinsformat
 sches Gebirg
 in Böhmen.

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Eisenrätels: 1) Labiau. 2) Odin. 3) Roland. 4) Trauer. 5) Islam. 6) Nebel. 7) Gales. 8) Gales. 9) Gales. 10) Zunderschwamm. 11) Alabaster. 12) Robin. 13) Robin. Lorching — Gaar und Zimmermann. — Des Bilderrätsels: dankbare steht auf der höchsten Stufe menschlicher Verdorbenheit.

Alle Rechte vorbehalten.